



dot
books

PHILIPPA CARR

Sturm- nacht

Roman

läßt sich wohl kaum von heute auf morgen erlernen. Die Menschen sind nicht plötzlich vernünftig, sondern werden weiterhin versuchen, sich zu nehmen, was nicht ihnen gehört. Die meisten glauben ohnehin, daß sich durch Raub mehr gewinnen läßt als durch harte Arbeit. Es muß auch wohl immer Menschen geben, die großartiger, kühner, reicher als die übrigen sind. Und einige wollen unbedingt Macht über andere ausüben ...« Mir fiel plötzlich der Mann aus der Herberge ein, und ich war drauf und dran, Fennimore von unserem Erlebnis zu erzählen, unterließ es dann jedoch. Hier im Garten war es so schön und friedlich, daß ich keinen Mißton hineinbringen wollte. Je mehr ich über jenen Fremden nachdachte – und ich muß zugeben, daß dies ziemlich oft geschah –, desto unerfreulicher erschien mir unsere Begegnung. Er war ungehobelt und unverschämt, ja, er hatte es sogar gewagt, mich aufzuwecken, so daß ich ans Fenster kam. Hatte er mir wirklich eine Kußhand zugeworfen, oder ging meine Phantasie mit mir durch? Hatte er tatsächlich angedeutet, daß ich zu ihm hinauskommen sollte, obwohl er wissen mußte, daß so etwas überhaupt nicht in Frage kam? Nein, er hatte mich bestimmt nur verwirren wollen, und das war ihm leider auch gelungen.

Fennimore verbreitete sich weiter darüber, daß nun, nach dem Sieg über die Armada, viel mehr Schiffe als bisher gebaut werden müßten. »Die Spanier hatten ja keine Ahnung, was für Möglichkeiten es für sie gab«, sagte er. »Sie waren geradezu von dem Drang besessen, den Völkern der Erde ihre religiöse Überzeugung aufzuzwingen. Darin lag ihre Schwäche. Der spanische König ist ein Fanatiker. Wie elend muß er sich jetzt fühlen! Ich empfinde fast Mitleid für ihn.«

»Laßt das bloß nicht meinen Vater hören!«

Fennimore nickte. »Er könnte mich bestimmt nicht verstehen. Aber ich bin nun einmal der festen Überzeugung, daß auch die grausamsten Menschen einen guten Kern haben, den man nur entdecken muß. Dann würde vieles anders sein.«

In diesem Augenblick erkannte ich deutlich, wie sehr Fennimore sich von meinem Vater unterschied, denn er war gütig und duldsam. Zweifel beschlichen mich, ob für das Überleben in unserer rauhen Welt nicht jene Skrupellosigkeit nötig war, die Männer wie mein Vater besaßen. Sie hatten es leicht, da sie ein Problem immer nur aus ihrer Sicht betrachteten. In Fennimores Natur lag es, beide Seiten zu sehen.

Fennimore berichtete äußerst anschaulich, er ließ vor meinen Augen unsere Häfen erstehen, in denen nur friedliche Handelsschiffe vor Anker lagen. Ich stellte mir das Entladen von Gewürzen, Gold und Elfenbein vor. Fennimore hatte nämlich den Plan, daß seine Schiffe nicht nur die Ostsee- und die Mittelmeerhäfen anlaufen, sondern sogar bis Indien vorstoßen sollten.

Es bereitete mir großes Vergnügen, mit einem gutaussehenden jungen Mann durch den Garten zu schlendern, seinen Erzählungen zu lauschen und allerlei über seine Familie zu erfahren.

Meine Mutter und ich waren uns in der guten Meinung über Fennimores Eltern einig. Captain Landor hatte als alter Seemann eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Vater, trat allerdings nicht so laut und lärmend wie Jake Pennlyon auf, der auf seine Weise sicher einmalig war. Doch auch Captain Landor war von den blutigen Abenteuern auf See geprägt worden, während Fennimore eher die sanfte Natur seiner Mutter geerbt hatte. Dies machte

ihn nachdenklicher und empfindsamer, als es bei seiner Zunft üblich war. Fennimore war wißbegierig und konnte logisch denken. Dank dieser Eigenschaften – ich war mir gar nicht sicher, ob sie vorteilhaft für ihn waren – erkannte er, daß ein Problem stets mehrere Seiten hatte.

Wenn zwei Familien in ähnlichen Verhältnissen leben und heiratsfähige Söhne und Töchter haben, wird es vermutlich immer gewisse Spekulationen geben. Mir war klar, daß auch meine Mutter und Fennimores Eltern darüber nachdachten. Fennimore gefiel meiner Mutter gut und wäre ihr als Schwiegersohn durchaus genehm gewesen. Ich war fast sicher, daß die Landors mich gleichfalls mit offenen Armen aufgenommen hätten.

Wie stand es mit Fennimore? Zog auch er es in Betracht? Wahrscheinlich; aber er war nicht sehr impulsiv. Sicher hielt er es für das beste, wenn wir uns langsam aneinander gewöhnten – und an die Vorstellung, eines Tages zu heiraten.

In jenen ersten Tagen meines Aufenthaltes in Trystan Priory hielt ich es durchaus für möglich, hier eines Tages als Herrin zu leben.

Fennimores Mutter sprach gern über Haushaltsdinge, und am zweiten Tag bat sie mich auf ihr Zimmer, um mir den Gobelin zu zeigen, an dem sie gerade arbeitete. Er sollte den glorreichen Sieg über die Armada darstellen; die Komposition hatte sie selbst entworfen. Die Fertigstellung würde noch Jahre beanspruchen, erzählte sie mir.

Auf das Leinen, das über einen riesigen Rahmen gespannt war, hatte sie bereits das Bild skizziert. Es gab kleine Schiffe und große spanische Galeonen, den König von Spanien in seinem düsteren Escorial und den Herzog von Medina-Sidonia inmitten seiner Flotte. Ihnen gegenüber waren unsere Königin im Tilbury und Sir Francis Drake beim Bowlspiel dargestellt.

»Das ist ja fast ein Lebenswerk«, sagte ich bewundernd. »Ich habe es begonnen, und zukünftige Mitglieder meiner Familie werden es vollenden«, erwiderte sie.

Es fehlte eigentlich nur noch, daß sie mir eine Nadel gab und befahl, gleich mit dem Sticken zu beginnen ...

»Der Gobelin wird wundervoll sein, wenn er fertig ist.«

»Hoffentlich erlebe ich das noch!«

»Aber bestimmt!«

»Hunderte von bunten Seidengarnsträngen liegen schon bereit.« Sie schilderte mir die Farben, die sie verwenden wollte: schwarz für das Gewand Philipps II., scharlachfarben und gold für unsere Königin. »Ach, Linnet, was war das doch für eine schreckliche Zeit! Ich bete nur, daß ich so etwas nicht mehr erleben muß. Noch nie habe ich derartiges Leid empfunden ... außer ...«

Sie brach ab und biß sich auf die Lippe. »Aber nun ist ja alles vorbei«, fuhr sie gleich darauf heiter fort. »Zwar lauern auf See ständig Gefahren, aber wenigstens die Spanier können uns nicht mehr viel tun. Ich hatte immer schreckliche Angst vor ihnen. Wenn die Männer fortsegelten, schloß ich mich oft in mein Sanktuarium ein« – sie machte eine Kopfbewegung zu der Tür hin, die in einen Nebenraum führte »und betete darum, daß sie gesund zurückkehren sollten. Du als Tochter eines Seemanns weißt ja, wie man wochenlang bangt.«

Merkwürdig, dachte ich. So gut wie nie hatte ich an die Möglichkeit gedacht, daß mein

Vater nicht zurückkommen könnte. Er wirkte so, als könne nichts ihn besiegen. »Der Verlust der beiden wäre mein Tod gewesen. Dann hätte ich niemanden mehr gehabt ... niemanden! Nachdem Melanie ...«

Sie brach ab, überlegte kurz und stand dann auf. »Komm einmal mit, liebes Kind.«

Ich folgte ihr zu der Tür, hinter der es ziemlich dunkel war, da nur durch ein kleines bleigefäßtes Fenster Licht drang. Auf dem Tisch unter einem Kruzifix standen Kerzen. Es wirkte wie ein Altar.

»Ich komme oft hierher, um für mich allein zu beten.« Mein Blick fiel auf das Porträt eines ungefähr fünfzehnjährigen Mädchens mit blonden, langen Locken und blauen Augen. Es glich Fennimore sehr.

»Ist sie nicht wunderschön?« fragte meine Gastgeberin. Ich nickte.

»Meine Tochter, meine Melanie!«

»Ich wußte gar nicht, daß Ihr eine Tochter habt.«

»Ich hatte sie«, verbesserte sie mich. »Sie ist gestorben.«

»Oh, wie traurig!«

Sie schlug die Augen nieder, als könne sie es nicht länger ertragen, das zauberhafte junge Gesicht zu betrachten. »Ich ließ das Gemälde hier aufhängen, denn ich ertrug es nicht, das Bild jedesmal beim Vorbeigehen in der Galerie zu sehen. Ich wollte es hier haben, damit ich es in aller Stille anschauen und über Melanies Tod weinen konnte.«

»Ist sie schon lange tot?« fragte ich.

»Seit drei Jahren.«

Da ich nicht wußte, ob sie noch weiter über Melanie sprechen wollte, wagte ich keine weitere Frage.

»Sie wurde gemordet«, stieß sie hervor.

»Gemordet?« wiederholte ich entsetzt.

»Bitte, ich möchte lieber nicht ... sie war viel zu jung für die Ehe. Ich hätte es nie zulassen dürfen ... das arme kleine Ding starb ...«

»Hattet Ihr nur diese eine Tochter?«

Sie nickte.

»Fennimore ist sicher Euer ganzer Trost«, sagte ich hilflos. Ihr Gesicht erhellte sich ein wenig. »Einen besseren Sohn kann es gar nicht geben. Ja, Gott sei Dank, daß wir Fennimore haben. Aber trotzdem ... wir haben unsere liebste Melanie verloren. Immer wieder halte ich mir vor, daß ich es nicht hätte zulassen dürfen. Nie werde ich den Tag vergessen, an dem sie mir berichtete, daß sie wieder schwanger sei.«

»Hatte sie denn schon ein Kind?«

»Nein. Es waren immer Fehlgeburten. Oh, es war völlig klar, daß sie nicht fürs Kindergebären geschaffen war. Als sie mir von ihrer neuerlichen Schwangerschaft erzählte, überkam mich schreckliche, eisige Furcht. Es war, als sei der Todesengel eingetreten. Hier ... hier in diesem kleinen Raum war es. Ich sehe sie deutlich vor mir, sehe die Angst auf ihrem süßen Gesicht und wünschte ... aber Schluß damit. Ich sollte nicht so mit dir reden, liebe Linnet.«

»Bitte, sprecht weiter, wenn es Euch nicht zu sehr schmerzt. Ich bin für Euer Vertrauen dankbar.«

»Sie war anders als du, hatte nicht deine Kraft. Nie, nie hätte sie heiraten dürfen, denn sie konnte keine Kinder bekommen. Ach, wenn ich doch nur alles ungeschehen machen könnte!«

Sie streckte die Hand aus, und ich ergriff sie.

»Du solltest es wissen, weil ... weil es mir vorkommt, als seiest du eine von uns.«

Fast war es, als mache sie mir an ihres Sohnes Statt einen Heiratsantrag.

Wenig später traf mein Vater ein, und plötzlich war das Haus laut und von Unruhe erfüllt. Er zeigte sich von Trystan Priory beeindruckt, stellte aber dennoch selbstgefällig fest, daß es nicht so prunkvoll wie Lyon Court sei. Die nun etwas opulenteren Mahlzeiten wurden meinem Vater zu Ehren in der großen Halle eingenommen. Wir dinierten gegen elf Uhr vormittags und nahmen das Souper zwischen sieben und acht Uhr abends ein. Bei Tisch herrschte eine muntere Stimmung, und mein Vater verhandelte mehrmals mit den beiden Landors. Ich gewann den Eindruck, daß er gut mit ihnen auskam und immer stärker an dem Projekt interessiert war.

Er hatte jedoch nicht die Absicht, lange zu bleiben. Es drängte ihn geradezu danach, bald wieder fortzusegeln. An jedem Morgen ritt er zur Küste hinüber und ging an Bord seines Schiffes. Er wollte um Land's End zur Nordküste herumsegeln und vor seiner Heimkehr noch einige Wochen unterwegs sein. Meine Mutter und ich würden auf dem gleichen Wege zurückreiten, auf dem wir hergekommen waren.

Wir hatten beide nichts von dem Abenteuer im Gasthof erwähnt. Der unverschämte Flegel hatte uns ja zu guter Letzt das bessere Zimmer überlassen, so daß wir uns nicht darüber beklagen konnten, er habe es uns weggenommen. »Dein Vater würde mehr daraus machen, als wirklich passiert ist. Du weißt ja, wie sehr er den Streit liebt«, sagte meine Mutter. »Außerdem liebe er uns dann nie mehr allein reisen.« Also sagten wir gar nichts ...

Tag für Tag wurde mein Vater wieder auf das Handelsthema gebracht, und er gewann mehr und mehr Gefallen daran. Schließlich war ja auch der Handel eine Art Kampf es ging wieder um die Vorherrschaft auf See. Jake Pennlyon zweifelte natürlich keinen Augenblick daran, daß England siegen würde, und konnte es schon bald kaum mehr erwarten.

Immer noch gab es Berichte über spanische Schiffe, die an der Küste antrieben, über Männer, die im Schutz der Dunkelheit an Land gekommen waren und sich bis zu unseren Dörfern durchgeschlagen hatten, wobei sie vorgaben, alles mögliche zu sein, nur keine Spanier. Mein Vater konnte von diesen Geschichten nie genug hören, und seiner Meinung nach verdienten die armen Teufel ein schreckliches Schicksal.

Ich merkte, daß die Landors seine Ansichten für zu übertrieben hielten. Andererseits billigten sie ihm als dem Mann, der als tüchtiger Seefahrer und treuer Diener der Königin im ganzen Westen Englands berühmt war, zu, Ansichten zu äußern, auch wenn sie nicht zustimmen konnten. Er hatte eine Schwäche für alle Seeleute und kritisierte daher ein wenig die Sparsamkeit der Königin ihnen gegenüber. Es war das erste Mal, daß ich aus seinem Mund etwas anderes als ergebenes Lob für Elisabeth hörte.

»Bei Gott!« rief er aus. »Den Seeleuten ist doch zu verdanken, daß unser Land gerettet wurde. Sollen sie jetzt verhungern, weil ihre Aufgabe getan ist?«

»Der Hilfsfonds ist besser als nichts«, meinte Captain Landor.

»Aber nicht gut genug für solch mutige Männer«, widersprach mein Vater hitzig. »Warum soll eigentlich jeder Seemann etwas von seinem Sold abgeben, um Kameraden zu unterstützen, die in dem großen Kampf verwundet wurden? Nein, nein, Sir. Es bleibt Pflicht und Schuldigkeit der Königin und dieses Landes, sich um die zu kümmern, die Not leiden. Sie haben sich schließlich für England geopfert. Nun ist es an England, für sie zu sorgen.«

Er bezog sich auf den sogenannten Fonds von Chatham, der eingerichtet worden war, um diejenigen zu entschädigen, die während der Schlacht mit der Armada verwundet worden waren.

»Jeder Seemann, der bei mir anklopft, wird versorgt«, erklärte mein Vater erregt. »Er soll in Lyon Court die Zuflucht finden, die England ihm verweigert.«

»Es gibt sicher sehr viele Bedürftige.«

»Erst recht ein Grund, sich um sie zu kümmern. Ich habe gehört, daß Philipp von Spanien fünfzigtausend Scudi zur Unterstützung der Verwundeten zur Verfügung gestellt hat. Soll es so weit kommen, daß für die Besiegten gut gesorgt wird, während die Sieger auf die Hilfe ihrer Kameraden angewiesen sind?«

Es stimmte, daß die Königin, die sich nur zu gern mit kostbaren, juwelenbesetzten Gewändern schmückte, häufig kein Geld für Untertanen hatte, die bereit gewesen waren, ihr Leben zu opfern, um den Königsthron zu retten. »Kein armer Seemann, der nach Lyon Court kommt, wird hungrig wieder weggehen«, versicherte meine Mutter. »Dafür werden wir bei Gott sorgen«, sagte mein Vater, der endlich einmal einer Meinung mit ihr war.

Die Landors waren offensichtlich froh, als sich die Unterhaltung anderen Themen zuwandte. Ob es nun daran lag, daß sie wußten, wie unklug es war, auch nur geringfügige Kritik an der Königin zu üben, oder ob sie einfach lieber von ihren eigenen Plänen redeten, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wurde schon bald wieder darüber diskutiert, wie viele Schiffe man bauen und welche Waren man in den verschiedenen Häfen der Welt absetzen sollte.

Und so verstrichen die Tage äußerst angenehm, bis es für uns Zeit wurde, nach Hause zurückzukehren. Vor unserem Aufbruch luden meine Eltern unsere Gastgeber ein, einen Gegenbesuch zu machen. Sie schlugen vor, kurz nach Weihnachten zu kommen und mit uns gemeinsam Neujahr zu feiern.